

Zitierhinweis

Augustynowicz, Christoph: Rezension über: Kerstin S. Jobst, Geschichte der Ukraine, Ditzingen: Reclam, 2010, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas / jgo.e-reviews, jgo.e-reviews 2013, 1, S. 3-4, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/d01732e655a24b0cbbf771821fb798a3>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

de Labriolle. Paris 1997, pp. 99–139 = Slovo 17). One could also compare the literary technique of Ivan to the style of archpriest Avvakum and patriarch Nikon who wrote a century later. It is clear, as N. Marcialis points out, that Ivan assumed a unique role as a sovereign-writer (pp. 100–104), yet his taste for *mélange des genres* is not so exceptional. One has to mention also prince Andrej Kurbskij, Ivan's most immediate literary opponent. Both use almost simultaneously imprecation and lament, high style and personal attack, both seem to enjoy playing with words (p. 108. See also my article, *Ironie et jeux de mots dans les textes narratifs vieux-russes*, in: *Nel mondo degli Slavi: incontri e dialoghi tra culture: studi in onore di Giovanna Brogi Bercoff*, a cura di M. Di Salvo, G. Moracci, G. Siedina, Firenze 2008, t. 1, pp. 255–265. = *Biblioteca di studi slavistici* 8).

Finally, two worthy addenda shed light on the treatment of Martin Luther in the works of the famous Maksim Grek (Michael Trivolis) and on the enigma of one Parphenius the Holy Fool (*Parfenij Urodivnyj*), who has been considered as a pseudonym used by Ivan the Terrible. Following I. A. Šljapkin (in 1911) and later D. S. Lichačev, some Russian special-

ists have reconstructed a not so small body of liturgical works attributed to Ivan under this name (p. 7–11). N. Marcialis gives us a careful assessment of the known manuscripts and reaches rather skeptical conclusions. The only sustainable hypothesis is that Ivan the Terrible could have signed only one liturgical opus, the “Canon to the Formidable Angel” (*Kanon Angelu Groznomu*) as Parfenij Urodivnyj. Then, some decades later, another writer could have used the same pseudonym to lead us to think that the tsar was the author of “Letters to an unknown against the Lutherians” (*Poslanija neizvestnomu protiv ljutorov*, p. 172). In 16th century Muscovy, literary pseudonym was not yet in use, and it was only taking roots in nearby Lithuania (p. 174). N. Marcialis thinks that there was a real Parfenij or Porfirij/Perfirij Malyj, member of the circle of Artemij and Fedor Kosoj, two famous Russian clerks who were convicted of heresy in the middle of the 16th century. He could very well have evaded such fate by posing as a holy fool (p. 177). This book is certainly a step further in understanding the ways of Russian late medieval religious culture.

Pierre Gonneau, Paris

KERSTIN S. JOBST: Geschichte der Ukraine. Ditzingen: Reclam, 2010. 256 S. = Reclams Universal-Bibliothek, 18729. ISBN: 978-3-15-018729-6.

Seit dem Unabhängigkeitsprozess in der Ukraine in den Jahren um 1990 erschien eine regelrechte Flut von Überblicken zur Geschichte des Landes. Die Ergebnisse dieses Trends wurden von einem breiten Publikum mit regem Interesse aufgenommen: Allein Andreas Kappeler's „Kleine Geschichte der Ukraine“ wurde im Jahr 2009 zum dritten Mal, Paul Robert Magocsis „A History of Ukraine. The Land and Its Peoples“ im Jahr 2010 zum zweiten Mal in der Paperback-Ausgabe aufgelegt.

Hinsichtlich womöglich aufkommender Zweifel, welchem Zweck eine weitere Synthese zur Geschichte der Ukraine denn dienen könnte, überzeugt die vorliegende Arbeit rasch. Schon die nicht ausschließlich nach chronologischen Gesichtspunkten vorgenommene Gliederung setzt erfrischende Schwerpunkte: Zwar gliedern die Kapitel 4 bis 14 die Landesgeschichte in einem durchaus orthodoxen, dem Verständnis förderlichen Durchlauf von der slawischen Landnahme über die Teilfürstentümer, die polnisch-litauische Zeit, die Kosakenzeit, die russländische und habsburgische Herrschaft, weiter über Ersten Weltkrieg und Zwischenkriegszeit, sowie sowjetische Herrschaft und Zweiten Weltkrieg bis hin

zur staatlichen Unabhängigkeit. Diese Kapitel sind aber eingerahmt von heranziehenden, stärker thematisch argumentierenden Abschnitten zur so genannten Orangen Revolution, zu Erinnerungskulturen und äußerst konzise zu Staatssymbolen (Kapitel 1 bis 3) einerseits, sowie zu Traumagedächtnis und Opfermythos, konkret zu Hunger (*Holodomor*) und Reaktorunglück (*Čornobyl'*) in Kapitel 15 und zu ethnischer Heterogenität mit regionalem Augenmerk auf die Krim in Kapitel 16 andererseits. Mit diesen beiden Kapiteln exponiert die Autorin geschickt ihre eigenen Forschungsschwerpunkte.

Ausgesprochen positiv fällt in aspektueller Hinsicht daher die breite Heranführung an das Geflecht aus politischen, sozialen, aber auch kulturellen und ökonomischen Faktoren auf. In räumlicher Hinsicht gelingt trotz der gebotenen Kürze anhand von Schlaglichtern beispielsweise aus englischen, französischen oder US-amerikanischen Diskursen eine national übergeordnete Perspektive: Sei es eher essayistisch durch Herausarbeitung eines Aufstands- und Umverteilungsmythos mittels Heranführung der Figur Robin Hoods an Bohdan Chmelnycki (S. 94), sei es methodisch stärker fundiert durch Reflexion der Nationalisierung von Bauern in Kontrast zu dem von Eugen Weber aufgestellten Motto „Peasants into Frenchmen“ (S. 107) oder sei es durch Einblendung von Susan Sontags Idee eines „Memory Museum“ in

die Diskussion um die ukrainische Erinnerungskultur hinsichtlich der eigenen Opfer(rolle) (S. 235). Auch Historiographiegeschichte und Geschichtspolitik sind mit Hilfe exemplarischer Eindrücke laufend in die Darstellung eingewoben, seien diese akademisch oder populärkulturell, seien sie historiographisch oder belletristisch; intermediale Aspekte hin zu Musik und Film werden ebenfalls breit eingebunden.

Umso bedauerlicher ist der Entschluss des Verlages, ein Kapitel zur Literaturgeschichte nicht in den Band aufzunehmen (vgl. S. 9), beweist doch die Autorin eindrücklich ihre entsprechende Kompetenz. Nicht weniger bedauerlich ist, dass die überaus bewegte und auch räumlich bewegliche Geschichte der Ukraine lediglich an Landkarten zur Kiever Rus', zum 19. Jahrhundert sowie zu einzelnen Aspekten des 20. Jahrhunderts (Zweiter Weltkrieg, Unabhängigkeit) veranschaulicht wird. Die Zeit der polnisch-litauischen Herrschaft, also gerade die Zeit, welche die ethno-konfessionelle innere Heterogeni-

tät der Ukraine hervorbrachte (Union von Brest) und als eine der historischen Projektionsflächen ukrainischer Souveränität fungiert (Kosakenmythos), bleibt unabbildet. Auffällig ist ferner die eher impressionistisch gehaltene Kultur der Informationsnachweise: Hier werden Autorinnen und Autoren zwar namentlich genannt und zitiert, aber ihre Zitate sind nicht weiter ausgewiesen, dort werden bibliographische Positionen ganz wissenschaftlich streng in Fußnoten zitiert. Schließlich würde ein Register zumindest der verwendeten Personennamen den inhaltlichen Zugang weiter erleichtern.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es der Autorin mit der vorliegenden Arbeit auf überaus knappem Raum gelingt, die beiden zentralen Aufgaben grundlegender historischer Überblicksdarstellungen zu erfüllen: Sie fasst zum einen zusammen und sie leitet zum anderen an – sie gibt Antworten und sie hilft, Fragen zu stellen.

Christoph Augustynowicz, Wien

ALEXANDER MAXWELL: Choosing Slovakia. Slavic Hungary, the Czechoslovak Language and Accidental Nationalism. London, New York: Tauris Academic Studies, 2009. XIII, 262 S., Abb., Ktn., Tab. = International Library of Political Studies, 37. ISBN: 978-1-84885-074-3.

Moderne Nationen mögen erfunden sein, planbar sind sie nicht. So lautet das Ergebnis der vorliegenden Studie zu den Ursprüngen des slowakischen Nationalismus, die auf die Dissertation des Autors im Jahr 2003 zurückgeht. Der im Kreise europäischer Nationen für selbstverständlich gehaltene partikuläre slowakische Nationalismus, so die These, war vielmehr das Ergebnis einer Kette kontingenter, unvorhersehbarer und keineswegs geradliniger Entwicklungen. An deren Anfang stand die früh gescheiterte, als Hungarismus in die Literatur eingegangene Idee einer ungarländischen politischen Nation, die verschiedene Sprachnationen unter ihrem Dach vereinen sollte. Der magyarische Sprachnationalismus mit seinem propagierten Assimilationsdruck machte solchen Vorstellungen auf ungarischer Seite bekanntermaßen schon in der Reformära ein rasches Ende. Als Hungaro-Slawismus lebte dieses Leitbild auf slowakischer Seite jedoch bis zum Ende der Habsburgermonarchie fort, wie Maxwell anhand einer Vielzahl von Zitaten von Samuel Hojč über Jozef Hurban, Michal Hodža und Ľudovít Štúr bis hin zu Milan Hodža sowie den Hlasisten nachweisen kann, und wirkte auch in der tschechoslowakischen Nations-

idee noch nach. Nur unter den extremen Bedingungen des Frühjahrs 1849 hätten sich slowakische Nationalpolitiker notgedrungen kurzzeitig auf eine slowakische Eigenstaatlichkeit eingelassen. Ihr eigentliches Leitbild blieb jedoch bis in den Ersten Weltkrieg hinein die Vision einer sprachlich pluralen, ungarischen Nation, die auch die nationale Eigenart der sie konstituierenden Völker anzuerkennen bereit war. Als loyale Bürger des gemeinsamen ungarischen Vaterlandes sahen sie sich bis 1914 als slavophone Ungarn.

Diese These bildet den Rahmen einer im Kern sprachhistorischen Argumentation. Denn das Postulat einer eigenständigen slawischen Nation innerhalb Ungarns, das slowakische Intellektuelle in der Abwehr staatlichen Assimilationsdrucks formulierten, zielte mitnichten auf deren spezifisch slowakischen Charakter. Vielmehr ruhte es auf den all-slawischen Ideen slawischer Wechselseitigkeit, wie sie insbesondere von Jan Kollár propagiert wurde. Kundig zeigt Maxwell die vielfältigen Debatten auf, die in diesem Rahmen über die Orthographie des Slowakischen geführt wurden. Engagiert räumt er dabei mit der älteren Vorstellung auf, die Bernoláková sei an ihrer Herkunft aus westslowakischen Dialektformen gescheitert. Vielmehr habe sie die protestantische, tschechisch orientierte Bibličtina nicht zu verdrängen vermocht. Erst Ľudovít Štúr habe diese konfessionellen Beschränkungen überwunden, und auch dies erst, nachdem er sich nach massiver Kritik aus den eigenen Reihen und nach den Enttäuschungen der